

Nr. 200. Bromberg, den 2. September 1932.

Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.

(11. Fortsetzung.)

„Sie sind Russe?“ fragte einer der Tischrunde.

Wachtel verzog keine Miene und antwortete in gleichgültigem Tone:

„Ich bin kein Russe. Aber selbst, wenn ich es wäre, hättet ihr doch gar keinen Grund, euch deshalb zu ängstigen. Die Tatsache, daß ich im Kriegsgefangenenlager lebe, würde dann doch höchstens beweisen, daß ich mit den heutigen Machthabern in Rußland nichts zu tun haben will. Ebensowenig kann ich ein Spion sein: denn sonst hätte ich die Sabotage in den Eisenbahnwerkstätten schon lange verraten. Worüber zerbrecht ihr euch also die Köpfe?“

Die zwingende Richtigkeit von Wachtels Gründen war zu deutlich. Die Gesichter hellten sich auf, und das letzte Restchen von Spannung verflog, als Hinterhalter entschieden erklärte:

„Ich übernehme in jeder Beziehung die Verantwortung für den Genossen Wachtel.“

Wie stark der Einfluß dieses seltsamen Mannes auf die Leute war, zeigte sich darin, daß aus dem Kreise der anderen sofort die Antwort kam:

„Das genügt uns!“

Die Beratung zerteilte sich. Hinterhalter ging mit dem Irkutsker ins Nebenzimmer. Sichtlich hatten sie Wichtiges zu besprechen.

Die anderen widmeten sich Wachtel. Sie gingen mit ihm die Listen jener Gefangenen durch, die sich bereit erklärt hatten, der revolutionären Bewegung in Rußland beizutreten, besprachen die weitere Propaganda, teilten ihm mit, wie er sich im Notfall rasch mit ihnen in Verbindung setzen könne, wobei herauskam, daß sie unter der Bewachungsmannschaft des Lagers auch schon Anhänger hatten — und stellten ihm Geldmittel zur Verfügung. Einen Augenblick zögerte Wachtel, von den Verschwörern Geld anzunehmen. Gleich darauf aber ließ er seine Bedenken fallen; denn wenn er ihre Ziele fördern wollte, so mußte er Geld haben. Ein politischer Umsturz ließ sich ohne Geld nicht durchführen.

Kurz vor elf Uhr nachts verließen sie vorsichtig einzeln oder paarweise das kleine Haus am Rand von Omsk. Auf dem Wege besprachen Wachtel und Hinterhalter noch die Angelegenheit. Letzterer ließ dabei die Bemerkung fallen:

„Es ist viel Geschwätz bei der Sache. Aber ich kann die Leute brauchen; denn sie fördern das Ziel, das mir vorschwebt.“

Hinterhalter dachte dabei an das Gewinnen des Krieges.

Wachtel hatte kein rechtes Ziel. Für ihn aber genügte es, daß man vielleicht damit den Krieg abkürzte.

Drei Tage später wurde Hinterhalter nach Irkutsk versetzt. Am Abend, bevor er wegging, zog er Wachtel zur Seite.

„Das Unternehmen, das ich vorhabe, ist zwar gut vorbereitet, und alles klappt. Aber ganz ungefährlich ist es ja doch nicht. Merk' dir also die folgende Adresse.“

Er flüsterte ihm einen Namen und eine Straßennummer in Graz zu.

„Das sind meine Eltern. Wenn ich — — — wenn mir etwas passiert, teile es ihnen mit! Aber erst, wenn alles vorüber ist.“

Wachtel drückte ihm die Hand.

Am nächsten Morgen ging Hinterhalter auf den Transport. Der russische Begleitsoldat, der ihn ernst und unbewegt aus dem Lager führte, war der Vertrauensmann aus Irkutsk.

Es vergingen etwa drei Wochen, da kroch durch das Lager das Gerücht, daß ein tollkühner Anschlag auf die doppellinige Eisenbahnbrücke bei Irkutsk gemacht worden sei. Ein Kriegsgefangener hatte den Versuch unternommen, die Brücke zu sprengen. Aber die Brückenbewachung war zu wachsam gewesen. Von vielen Kugeln durchbohrt, war der Körper des Wagemutigen in den Fluß gefallen.

Es hatte also doch nicht alles geklappt. — —

Aber das war in Rußland ja immer so.

XIV.

Dem Abgrund zu.

Wögerer war tief niedergeschlagen. Der Tod Hinterhalters hatte ihn hart getroffen. Eine Zeitlang war er so voll von wütenden Plänen gegen die Russen, daß Wachtel ihn nur mit Mühe von Dummheiten zurückhalten konnte.

Wachtel selbst ertappte sich dabei, daß ihm der Tod seines Kameraden näher ging als ihm lieb war. Er war also gegen seelische Eindrücke doch nicht so gewappnet, wie er geglaubt hatte. Um das Andenken des Toten zu ehren, gab sich Wachtel alle Mühe, die ihm übertragene Aufgabe gut durchzuführen. Er brachte ihr zwar keine innere Geneigtheit entgegen. Die Sache ließ ihn kalt. Aber doch arbeitete er im Geist seines Vorgängers mit großer Gewissenhaftigkeit weiter.

Er war kein so zündender Werber wie Hinterhalter, von dem eine überzeugende Kraft ausstrahlte. Er konnte es nicht sein; denn ihm fehlte das Feuer der Begeisterung, das jenen getrieben hatte. Aber er war ein treuer Verwalter des übernommenen Erbteils und in der rein technischen Seite des Organisierens selbst besser als Hinterhalter. Das Verschwörerkomitee hatte Achtung vor seinem kalten Scharfsinn. Dennoch ging die Arbeit im Lager flott voraus, und das war Wögerer zu danken. Neben Hinterhalter hatte dieser sich nicht entwickeln können, neben dem stilleren Wachtel machte er sich plötzlich ganz überraschend geltend. Er war eine einfach gebaute Natur. Er ließ sich nicht auf Erwägungen ein, wieweit Hinterhalter seinen Tod selbst verursacht hatte. Für ihn genügte die Tatsache, daß die Russen den Mann erschossen hatten, an dem er mit der Treue eines Hundes hing. Das machte ihn bösartig und schärfte seinen Witz; er wuchs als Agitator zu ungekannten Höhen, und in der Werkstätte ersand er stets verblüffende Wege, um den Russen zu schaden. Das Komitee konnte zufrieden sein und war es auch.

Wachtel, der so wie früher Hinterhalter, nun seinen dauernden Erlaubnisschein zum Verlassen des Lagers hatte, ging öfters in die Stadt, natürlich nicht in Uniform. Er

trug die ärmliche Kleidung eines Russen aus der niederen Schicht. So kam er mit der Bevölkerung mehr und mehr in Berührung und sah den Haß wachsen.

Aus der Saat, welche der Zarismus durch Jahrhunderte gesät hatte, reifte langsam aber sicher die unvermeidliche Ernte.

Das Komitee arbeitete fieberhaft. Wachtel aber blieb ruhig. Noch lag das Gefangenenlager außerhalb des Kreises der Aufregung. Es war ja vorbereitet darauf. Im Notfall galt es, Alarm zu schlagen, und wer mitwollte, konnte sich Waffen holen und zum Kämpfen ausziehen. Das brauchte keine weitere Vorbereitung. — Aber draußen brodelte es.

In den letzten Tagen des Februars nach russischer Rechnung brach es in Petersburg los.

„Genossen, unser Tag ist da!" rief der Ingenieur jubelnd.

Die Wochen verstrichen und wurden Monate, aber der Tag war noch nicht gekommen. Wohl hatte der Zar in Pskow seine Abdankung unterzeichnet und lebte in Zarskoje Selo mit Wachen vor seiner Tür als Gefangener. Aber der Tag der wirklichen großen Volksrevolution war noch nicht angebrochen.

Enttäuschung kroch in die Herzen der Verschwörer.

Bei der nächsten Sitzung stand Natalia Markowna auf und rief mit blitzenden Augen:

„Wir sind verraten, Genossen! Die neue Regierung ist nichts weiter als eine Fortsetzung der alten Tyrannei! Noch stehen unsere Heere an der Front. (Daß sie bereits zur Hälfte davongelaufen waren, unterschlug sie.) Noch fallen unsere Brüder unter den feindlichen Kugeln. (Daß längst kein Schuß mehr gewechselt wurde, sondern die Leute ihre Waffen gegen eine Pulle Schnaps und ganze Batterien gegen ein Fäßchen Rum verhandelten, unterschlug sie auch.) Die neuen Herren sind die Feinde des Volkes. Statt eines Zaren bekommen wir nun eine Reihe! Wenn wir uns nicht wehren, sind wir wieder verloren. Zwischen uns und jenen besteht kein Band. Wir wollen nicht die Sklaven einer Klasse werden. Genossen, rüstet euch! Der große Endkampf kommt. Nieder mit Kerensky! Nieder mit den Menschewiken! Es lebe die Freiheit des Volkes! Es lebe Lenin, unser Führer!"

Und die anderen brüllten Beifall.

Wachtel stand im Hintergrund des Zimmers und sah die Szene an. Er dachte, daß er unter Wahnsinnige geraten sei.

Die Sabotage in den Werkstätten ging planmäßig weiter — nur viel ärger als früher. Wenn ein Wagen mit leichten Fehlern eingeliefert wurde, ging er mit halb durchgesägten Achsen wieder hinaus. Den Sägeschnitt verschmierte man mit schwarzer Farbe. In die Rohre der Luftdruckbremse bohrte man kleine Löcher. Die Verbindungshaken wurden ebenfalls angesägt, die Kettenglieder abgeschlagen.

In den Straßen der Stadt kam es nachts zu Raubanfällen. Niemand wagte sich nach Einbruch der Dunkelheit hinaus. Wachtel blieb auf seinem Posten und durchkreuzte auch oft die Stadt in der Nacht. Aber er hatte in der rechten Tasche seines Mantels eine siebenschüssige Repetierpistole. Diese hatte er sich vom Komitee geben lassen. Er nahm nun immer Wögerer mit; denn allein war der Weg zu gefährlich.

Im November brannte der ganze Westen.

Lenin und Trotzki hatten dort ihre Herrschaft aufgerichtet, und die bolschewistische Flut kroch langsam aber siegreich nach dem Osten.

Noch dauerte es einige Wochen. Dann schlug auch das Komitee los. — Die roten Truppen formten sich über Nacht. Es kam zu ein paar Straßengefechten, und Omsk war in ihren Händen. Die Tore des Mannschaftslagers flogen auf, und — mit Wögerer an der Spitze der Deutschen und einem Ungarn an der Spitze seiner Landsleute — zog eine Schar der Gefangenen hinaus und schloß sich den Revolutionären an, die beinahe keinen Widerstand gefunden hatten.

Wachtels Aufgabe war abgelaufen, und er besah sich die Sachlage.

Es war ein Bild der Verzweiflung.

In der Nacht herrschte ein Schreckensregiment. Die letzten Reste menschlicher Gesittung gingen in Fetzen.

Mord, Totschlag, Raub und Schändung waren an der Tagesordnung.

Wachtel wohnte mit Wögerer zusammen in einem Zimmer in der Stadt.

Eines abends kam Wögerer nach Hause und sagte:

„Mir graust es vor den Russen! Das sind ja keine Menschen. Das sind wilde Tiere!"

„Hast du denn etwas anderes erwartet?"

„So arg hab' ich es mir jedenfalls nicht vorgestellte", sagte Wögerer und schob drei neue Patronen in die Trommel seines schweren russischen Armeerevolvers.

Wachtel sah es und fragte:

„Was hat es denn wieder gegeben?"

„Dreiundsiebzig offizielle Todesurteile! Und achtzig oder neunzig haben sie so nebenbei erschossen oder erschlagen! Die Hälfte davon Natalia Markowna mit ihrer Frauenkompanie!"

„Und warum hast du geschossen?"

„Drei von den Haderlumpen haben mir mein' Pelz wegnehmen wollen. Aber jetzt brauchen's kein' Winterrock mehr."

Das war ein beliebtes Vergnügen der neuen Herren der Straße. Wer einen Pelzmantel hatte, mußte jeden Augenblick gefaßt sein, in die Mündung eines Revolvers zu schauen, dessen Träger den Pelzmantel verlangte.

„Meine Manteltasche is' scho' ganz zerschossen," sagte Wögerer mißvergnügt und besah sich die Löcher darin. Um keine Zeit zu verlieren, zog er nämlich den Revolver nie heraus, sondern schoß immer gleich durch die Tasche. Das wirkte auch überraschender.

Jetzt zog er den Mantel wieder an und setzte die Kappe mit der roten Kokarde auf.

„Was hast du vor?"

„Ich will mir einmal die Stadt bei Nacht anschauen."

„Bist du verrückt?! Bleib' zu Haus'! Draußen ist man doch keinen Schritt seines Lebens sicher."

Wögerer zuckte die Achseln:

„Mich interessiert's!"

Als Wachtel sah, daß Wögerer von seiner Absicht nicht abzubringen war, zog er sich gleichfalls seinen Pelz an.

„Vergiß die Automatische nicht!" sagte Wögerer.

Wachtel hatte sie schon in der Tasche.

Sie traten auf die Straße. Auf der anderen Seite der Stadt war der Himmel rot. Da brannte irgendein Haus. Die Kälte zwang sie zu raschem Gehen. Wögerer pfiff leise den österreichischen Infanteriefußmarsch vor sich hin.

„Taterada, hast Apfel g'stohl'n!" — „Taterada, du a!" — Darauf marschierte es sich gut.

Plötzlich hielten beide wie auf einen Schlag. Aus der nächsten Quergasse erscholl ein Schuß, das Geklirr zerbrochener Fensterscheiben und Hilferufe.

„Da is' was los," rief Wögerer und setzte sich in Laufschritt. Wachtel dachte, daß Wögerer doch ein rechter Narr sei, und lief hinter ihm her. Die Tür des Hauses, aus dem das Geschrei drang, war offen. Wögerer und Wachtel schnellten hinein. Die Petroleumlampe brannte. Im Zimmer rang im Nachtgewand eine schreiende Frau mit zwei Rotgardisten. Ein dritter hielt ein Mädchen von etwa siebzehn Jahren fest, trotzdem es biß, kratzte und schrie. Das Hemd hing ihm in Fetzen vom Gürtel. Am Fußboden vor dem Bett lag ein Mann mit einem Schuß zwischen den Augen. Er war schon tot.

Eben sah Wachtel, wie der eine der beiden Rotgardisten, die mit der Frau rangen, den schweren Armeerevolver hob, um ihr den Schädel einzuschlagen.

Gedankenschnell knallte seine Pistole zweimal hintereinander — hart und kurz wie eine Peitsche. Beide Kerle lagen am Boden. Der dritte ließ erstaunt das Mädchen los und erhob die Hände. Wachtel war nicht schnell genug, um Wögerers Arm hochzuschlagen. Dessen Schuß knallte schon, und verwundert darüber, daß ihn ein anderer Rotgardist an seinem Vergnügen hinderte, starb der Mann. Wögerers Kugel war ihm durchs Herz gegangen. Auf der Straße war es totenstill. Die Nachbarn dachten nicht daran, aus ihren Häusern zu kriechen.

Wachtel sah Wögerer vorwurfsvoll an.

„Das war nicht nötig. Er hat doch schon die Hände hoch gehabt."

„Und wenn er uns wieder sieht, verrät' er uns an die andern. Ich bin für Nummer Sicher."

Wachtel zuckte die Achseln. Dann wandten sich beide zum Gehen.

„Herr, verlaßt uns doch nicht so! Wenn sie die Toten hier finden, erschlagen sie uns!"

Wachtel dachte einen Augenblick nach.

„Habt ihr Wagen und Pferde hier?"

„Ja, Herr, mein Mann war Iswoschtschik (Droschkenkutscher)!"

„Dann spannt an!"

Die Frau erhob sich eilends. Dann zogen sie beide Überkleider an und eilten in den Hof.

„Wir binden sie mit den Leibriemen zusammen," sagte Wachtel zu Wögerer. Und beide folgten den Frauen.

„Schellen weg vom Geschirr!"

Gehorsam hingen die Frauen die verräterischen Schellen ab.

Dann trugen sie Mann für Mann die Toten zum Schlitten, zuletzt den Hausherrn. Die Frauen heulten beim Abschied. Wögerer nahm die Zügel, und Wachtel setzte sich neben ihn.

„Wo willst du sie hinbringen?" fragte Wachtel.

„In die Leichenkammer der Kaserne!"

Das war wieder ein echter Streich Wögerers. Mitten in den Rachen des Löwen! An einer Straßenecke hielt Wögerer das Pferd an.

„Nimm ein' Augenblick die Zügel, Wachtel."

„Was hast du denn schon wieder vor?"

„Die roten Kokarden muß ich denen abschneiden und die Revolver wegnehmen. Die können wir brauchen!"

Bei der Kaserne wurden sie von der Wache angerufen.

„Sag' ihnen nur: „Leichentransport"!"

Wachtel rief das Wort auf russisch aus, und die Wache trat zurück. Sie fuhren durch das Tor und nach hinten in den Hof.

Wögerer stieß die Tür eines niederen Nebengebäudes auf. Vielleicht war es einmal ein Stall gewesen.

„So, da werfen wir sie hinein. Da sind sie gut aufgehoben. Gib acht, daß du nicht fällst. Wachtel! Da liegt schon a ganzer Haufen."

Wachtel war erstaunt, wie gut Wögerer sich da auskannte. Sollte er schon öfters solche Fahrten gemacht haben? Die Arbeit war rasch geschehen, und sie fuhren wieder weg, um Pferd und Schlitten abzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein verhängnisvoller Feierabend.

Skizze von Albert Kreiß-Münster i. W.

Ich erlebte einen verhängnisvollen Feierabend, als mir mein Gammelo, die Natur einer Flußlandschaft, die ich immer so genannt habe, vollkommen zerstört wurde. Gammelo ist ein sehr alter Name, er bedeutet viel, und ich habe ihn nicht erfunden. Kein Wort weiter davon.

Mein alter, krummer Fluß sollte einen geregelten Lauf erhalten, sollte nicht mehr die Wiesen und Äcker der Bauern nach seinem Belieben überfluten und versanden, sollte nicht mehr rauschen im Winter, nie wieder sollte er sich bis zu den dunklen Säumen der Wälder ausdehnen. Man erwartete, daß die Pappeln und Eichen auf den wilden Uferhängen nicht mehr schief und quer wachsen, sondern eine kerzengerade Haltung annehmen würden zu Ehren des Menschen, der die Linien und Zahlen erfunden hat.

Als ich hörte, was geschehen sollte, brach ich sofort meine Beziehungen in der Stadt ab und meldete mich zur Arbeit an den Fluß. Da war ich nun. Feldbahngeleise lagen auf den Ufern, Lokomotiven tosten, und Gestänge mit Flaschenzügen ragten in die Luft. Tag für Tag klang das „O—hofier—weg!" und das „Ho—ol— die Gei!" der Arbeiter, die Berge von Sand, Mergel und Lehm bewegten, um den schnurgeraden Kanal zu schaffen, der die krummen Windungen meines Flusses beseitigen sollte. Die Arbeitsstunden waren quälend für mich. Das dumpfe Poltern der Erdschollen, der Klang der Blechkarren, der Spaten und Schaufeln, und die Hiebe der Spitzhacken taten mir weh. Das Getöse zerriß die Landschaft, mein Gammelo. Aber die Abende versöhnten mich.

Ich wohnte nicht wie meine Arbeitsgefährten in den Bretterhäusern, die in der Heide zwischen den Sandhügeln, den Wacholdern und Birken errichtet worden waren. Ich nahm mit dem Platz unter den alten Buchen vorlieb. Ich grub eine Höhle in den Hang und schlief mit meiner alten Wolldecke. Mein Feuer brannte abends unter dem großen, breiten Laubdach der Buchen. Ich briet einen Barsch oder einen Hecht. Ich kannte ja seit meiner Kindheit alle Bauern in der Gegend, und sie erlaubten mir gern das Fischen.

Oft kamen nun die Arbeitskameraden nach meinem Buchenplatz und wollten sehen, ob ich wieder etwas gefischt hätte. Sie ärgerten mich nicht. Sie saßen mit ihrem Schweißgeruch an meinem Feuer. Ihre vielen Fragen waren oft zu laut, und ich sagte: „Seid doch einmal ruhig! Hört Ihr die Stille nicht?" — Sie hörten sie wohl nicht. Sie wollten wissen, auf welche Weise ich den Hecht fange. Mit der Schlinge, jawohl, aber geht der Hecht nicht einfach davon? — „Ja, ich ahne immer genau, wo er steht und sich leicht fangen läßt. Das ist das erste. Aber das lernt ihr doch nie. Laßt eure Finger davon," sagte ich und öffnete den Bauch des Hechtes. Ich brachte eine Ratte aus dem Bauch zum Vorschein, und meine Arbeitsgefährten gingen davon. Sie ahnten wohl nicht, daß dergleichen geschehen konnte. Ja, so war es an jenem Feierabend gewesen.

Das letzte Licht des Tages spann unter den Buchen Seidenschleier, und der Atem des Landes senkte sich in meine Seele, nachdem die Gefährten gegangen waren. Mein Holzfeuer verglomm. Die schwarzen Kohlen blickten mich an. Es war mir, als hätten sie den Schweißgeruch meiner Gefährten eingesogen, und ich dachte daran, daß die Männer sich um mich während der Arbeit am Tage immer mit Gefälligkeiten und Handreichungen verdient gemacht hatten. Ich mußte wohlwollender mit ihnen umgehen. Ihre Stimmen lagen mir in den Ohren. Auch sie waren in dem Innern ihres Daseins wohl mit dem beschäftigt, was in mir raunte, klang und sang. Da stehen manchmal in den Menschen die Ahnen auf und erinnern daran, daß die Landschaft war, ehe menschliche Feuerstätten glimmten durch Tag und Nacht, Kälte und Wirrnis, ehe der Mensch Pflanze und Tier unter seine Füße zwang. Allen Menschen fallen manchmal raunende Donnerworte an, ein Grollen und Brausen der Tiefen. Geruch von Kohle, Blut und Pulver.

Der Fluß zieht kreisend dort unten vorbei, kreisend mit Nebeln. Der große, wilde Kirschbaum ist noch nicht in das Wasser gesunken. Ich sehe den dichten Efeu, der bis in die Krone rankt. Waagerecht wächst der Baum aus dem Hang. Eine Quelle klirrt in den Fluß.

Vogelschwingen hauchen. Das ist die Eule. Der silbergraue Reiher, den ich oft nachts hier mit meinen Schritten aufscheuchte, hebt sich nicht mehr in die mondbeglänzten Silberpappeln. Er floh, als die Ingenieure mit ihren Geräten und Karten kamen.

Die Abendluft umfließt mich linde. Aus der violetten Dämmerung sehe ich eine Blume über dem Flußhang leuchten wie einen Stern. Ich kenne sie wohl. Es ist die mir seit vielen Jahren bekannte Pflanze. Wenn es mir schlecht ging, beugte ich mich über sie. Dann wurde es besser mit mir. Ich weiß ihren Namen nicht. — Die Luft schmeckt wie Schwarzbrot und Buttermilch. Ich ziehe sie immer tief mit meinem Atem ein. Sie macht mich zufrieden. Nah und deutlich rief der Vogel. Lind, mild, weich und weit. Ich kenne auch ihn, und ich weiß auch seinen Namen nicht. Aber er rief mich. Ja. So ist es mit allem. Alles grüßt mich. — Ein fremder Laut drang in die Stille. War es ein Scheunentor, das irgendwo ein Bauer knarrend schloß? Er kommt wieder, der fremde Laut, und es ist kein Scheunentor. Ich stehe auf. Ein Licht kommt auf mich zu, ein trübes Licht. Ich erkenne einen Wagen mit beleuchteten Fenstern und zwei Esel, die ihn über die Heide ziehen. Eine große Frau mit dem Gesicht einer Greisin zeigt sich in dem Wagen. Dann spricht ein Mann mit mir. Er spannt seine Esel aus. Es soll ein Fest auf der Heide stattfinden, ein Fest mit Tanzbuden und Musik, eine genehmigte Veranstaltung. Ich blase mein Feuer wieder an und bin unruhig geworden. Der Mann kommt an mein Feuer. Er zerrt einen Affen hinter sich her. „Ich muß üben", sagt er und fängt gleich damit an. Der Affe muß springen, obwohl er unzufrieden ist. Er springt immer zu kurz und bekommt Hiebe mit einem Stock. Der Mann reißt den Strick, mit dem das Tier am Hals gebunden ist. Ich höre einen furchtbaren Schrei des Affen, einen beleidigenden Schrei, der mich in seiner Fremdheit anfällt. Ich fahre den Mann an: „Hören Sie auf!" — Und die Greisin steigt aus dem Wagen und sagt: „Genug, höre auf!" — Aber der Mann wird hastig und wütend. Ich sehe das Weiße in seinen Augen und in den

Augen des Affen. „Noch ein Kunststück: Wie sitzt der Herr im Lokal?“, sagt der Mann. Der Affe schlägt ein wenig die Hinterbeine übereinander wie ein „Herr im Lokal“. Dann fährt er plötzlich mit einem schrillen Ruf hoch in die Luft, verschwindet in den Buchen, und ich sehe im flackernden Licht meines Feuers, daß sich der Strick am Halse des Mannes verfängt. Der Mann wird hochgerissen und baumelt für eine Sekunde über dem Flußbett. Ich schlage mit einem brennenden Holzscheit nach dem Strick. Der zerreißt. Der Mann fällt tief. Der Fluß schäumt auf. Ich werfe mich hinterher. Als ich den Mann im Fluß erwische, höre ich einen Schuß. Ich bringe den Mann nach dem Ufer hinauf. Er ist bleich und zittert. Die Greisin sitzt da mit einer Pistole. Der Affe liegt tot auf dem Boden.

Ich blieb noch einen Tag auf der Arbeitsstelle ohne meine alte Freude am Abend. Für mich war alles aus. Nichts sprach da draußen mehr zu meiner Seele. Ich ging in die Stadt zurück.

Der Baum, der Menschen frißt.

Eine englische Expedition will ihn auf Madagaskar suchen.

Auf Veranlassung der Britischen Geographischen Gesellschaft, die ihren Sitz in London hat, wird im Herbst dieses Jahres eine Expedition von England aufbrechen, die eines der interessantesten Ziele hat, die man sich für eine Forscherfahrt denken kann: Sie will in das Innere von Madagaskar vordringen und dort nach dem Baum suchen, der Menschen frißt. Die Expedition steht unter der Leitung des als Forscher und Botaniker bekannten Hauptmanns de la Motte-Hurst, es sollen an ihr zwölf Personen teilnehmen, darunter die Gattin des Leiters.

Die Kunde von dem menschenfressenden Baum ist schon sehr alt. Durchaus ernst zu nehmende Wissenschaftler glauben auch an seine Existenz; aber bisher ist es keinem Weißen gelungen, diesen sagenhaften Baum zu Gesicht zu bekommen. Die Eingeborenen aus dem schwer zugänglichen inneren Madagaskar behaupten jedoch mit aller Gewißheit, solche Bäume seien vorhanden. Freilich stünden sie nur an wenigen geheiligten Plätzen, die nicht verraten werden dürften. Sie genössen bei verschiedenen Stämmen göttliche Verehrung und von Zeit zu Zeit bringe man ihnen sogar Menschenopfer dar.

Die Madagassen beschreiben ihn als einen strauchartigen Baum, dessen Äste trugdoldenartig auseinanderstrebten. Die Blätter seien imstande, Fleisch zu verdauen. Blätter und Früchte des Baumes enthielten eine stark duftende, berauschende und schließlich betäubende Flüssigkeit. Bei den Festen des menschenfressenden Baumes betränken sich die Eingeborenen an diesem Saft, bis sie in einen ekstatischen Rausch gerieten. Der zum Opfer ausgesuchte Mensch, meist ein junges Mädchen, werde bis zur Sinnlosigkeit betrunken gemacht, entkleidet und dann mitten in das Strauchwerk des Baumes auf eine Astgabel gesetzt. Nach wenigen Minuten schon beginne der Baum seine Mahlzeit: Langsam senken sich die Äste und Zweige nieder, neigen sich dem Opfer zu, umschlingen es und hüllen es vollkommen in die Blätter ein, so daß nichts mehr von ihm zu sehen ist. Acht Tage lang etwa verbleiben die Äste und Blätter in dieser Haltung, dann lösen sie sich langsam wieder, strecken sich eines nach dem anderen und nehmen ihre frühere Stellung wieder ein. — Die unheimliche Mahlzeit sei zu Ende. In der Astgabel blieben nur noch die Knochen des Menschen, die mit dem Loslösen der Blätter zu Boden fielen.

Die Nachrichten, welche die Britische Geographische Gesellschaft von diesem furchtbaren Baume hat, müssen ziemlich genau sein; denn sonst würde sie in dieser Zeit keine so kostspielige Expedition ausrüsten. Vielleicht gelingt es wirklich, das unserer Naturforschung bisher unbekannte Wunder zu entdecken, das in seiner Leistung alle uns bekannten fleischfressenden Pflanzen übertrifft. Bisher wissen wir nur von den Insektenfressern unter den Pflanzen, die vielleicht auch schon einmal ein kleineres Säugetier zum Mittagbrot nehmen mögen. In unserer Heimat kennen wir den Sonnentau, der sich aber mit kleinen Insekten, etwa bis zur Größe einer Fliege, begnügt. Die Botanik unterscheidet bei den fleischfressenden Pflanzen zwischen Drüsenfängern, Schließfängern (die berühmte Venus-Fliegenfalle) und Schlauchfängern, die aber alle das gemeinsam haben, daß sie unter Ausscheidung eines Fermentes die Tiere fangen und teilweise auflösen. Die Technik jeder Art ist grundsätzlich verschieden. Der Baum von Madagaskar müßte nach den Angaben der Eingeborenen zu den Schließfängern rechnen, vielleicht aber auch zu den Drüsenfängern. Bei jenen sind die Blätter an der Mittelrippe beweglich, als ob beide Blattseiten mit Scharnieren zusammengehalten würden. Sie schließen sich um das Opfer, so daß die Randborsten wie zum Gebet gefaltete Hände ineinandergreifen, und der Verdauungsprozeß beginnt. Bei den Drüsenfängern werden klebrige Säfte abgesondert, an denen das Opfer festklebt; ist ein Tier gefangen, so krümmt sich die Pflanze so, daß möglichst viele Drüsen an der Mahlzeit teilhaben können. Die Schlauchfänger locken die Tiere in Röhren, die am Außenrande mit Borsten besetzt sind, die wohl ein Ein-, nicht aber ein Ausschlüpfen gestatten. Die in einer solchen Kammer gefangenen Tiere sind rettungslos verloren. Bei allem ist zu bedenken, daß diese Pflanzen auch ohne Fleischnahrung auskommen, sie finden auch nicht allzu häufig Insektenopfer.

Aber mit all unserer Kenntnis von den fleischfressenden Pflanzen wissen wir noch nicht um den rätselhaften Baum von Madagaskar Bescheid, dessen Geheimnisse zu klären sich nun die Engländer auf den Weg machen.



Lustige Ecke



Ironie und tiefere Bedeutung.



„Sagen Sie mal, Schmidt, Ihre Verkäuferin hat so einen ironischen Zug um den Mund?“

„Klar — wir verkaufen ja auch zu Spottpreisen!“

*

Wechselwirkung.



„— zu Hause — ist's doch — a —am schönsten; es ist bloß schwierig — hup — hin zu kommen.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.